# Relativismus und Rationalität

Zur Grundlegungsproblematik der Geisteswissenschaften

Von GERD WOLANDT (Bonn)

Hans Wagner zum 27. Januar 1967

## 1. Bezogenheit und Bedingtheit

So richtig es ist, daß jede Zeit ihre Wissenschaft hat, so richtig ist es aber auch, daß es der Wissenschaft zu jeder Zeit um die eine Wahrheit gehen muß. Die eine Wahrheit, sofern sie sich in den Urteilen und Theorien der Wissenschaft spiegelt, ist jedoch stets bedroht durch Größen, die der Einheit der Wahrheit entgegenstehen, die aus der einen Wahrheit viele Wahrheiten entstehen lassen. Eine Vielheit ist hier indessen nur denkbar, wenn die Wahrheit den Grund zu ihrer Bestimmtheit nicht in sich selber hat, sondern wenn sie bedingt wird. Die eine Wahrheit, der das Streben der Wissenschaft gelten sollte (ob und wo sie auch immer erreicht werden mag), ist unbedingte Wahrheit, die vielen Wahrheiten, die neben- und gegeneinander ein Recht beanspruchen wollen, sind bedingte Wahrheiten, bedingt durch solches, das nicht die Wahrheit selber ist.

Die Wahrheit ist unbedingt, aber sie ist nicht unbezogen. Sie ist bezogen auf die Subiekte, die die Wahrheit in ihrem Denken vollziehen und aneignen. Wo diese Bezogenheit sich wandelt in eine Bedingtheit, sprechen wir von Relativismus. Die Ächtung des Relativismus ist fast so alt wie die Wirksamkeit des Relativismus. Keine der Wissenschaften unter Einschluß der Philosophie ist sicher vor dieser Hauptgefährdung des wissenschaftlichen Geistes. Der Grund für die Unausrottbarkeit des Ralitivismus liegt in nichts anderem als im Bezugsmoment der Wahrheit. Das Verhältnis von Wahrheit und Subiektivität ist alles andere als einfach. Die Wahrheit ist unabhängig von den Subjekten, aber sie ist auch für die Subjekte. Überdies ist sie nicht für die Subjekte wie irgendein Sachverhalt sonst. Sie ist für die Subjekte, insofern sie durch die Subjektivität ist. Obwohl sie aber durch die Subjektivität ist - die Wahrheit ein Moment der Subiektivität und die Subjektitität ein Moment der Wahrheit - ist sie doch nicht durch die Subjekte, oder sollte es doch nicht sein. Am schwierigsten, so scheint es, ist die Unbedingtheit der bezogenen Wahrheit dort sicherzustellen und zu begreifen, wo es um die Wahrheit über die Subjekte geht, um die Wahrheit der subjekts- und geistes- und geschichtswissenschaftlichen Erkenntnis. Das zu einem angemaßten Bedingungsrang drängende Bezugsglied als Gegenstand - kein Wunder, daß der Gegenstand hier der Erkenntnis die Gesetze vorzuschreiben sucht. Wo die Erkenntnis sich aber bedingen läßt, verzichtet sie auf ihre Gegründetheit, verzichtet sie auf ihre Rationalität. In der Konsequenz ist dieser Verzicht für sie tödlich.

## 2. Erwachen des geschichtlichen Bewußtseins

In der Wissenschaftsgeschichte sind die Geisteswissenschaften vergleichsweise jung. In ihrer gegenwärtigen Gestalt entwickelten sie sich erst in dem kurzen Zeitabschnitt der letzten Jahrhunderte. Eine Gelehrsamkeit, die sich der Geschichte des Geistes annahm, hat es gewiß auch zuvor schon gegeben. Aber diese Gelehrsamkeit war doch, vom Grundimpuls des Wissen- und Verstehenwollens abgesehen, wesentlich verschieden von der später sich entfaltenden und sich organisierenden Forschung. Offenbar war mehreres erforderlich, damit die Geisteswissenschaften in ihrer neueren und gegenwärtigen Gestalt möglich werden konnten: Eine Versachlichung der Einstellung, eine Neutralisierung des Gegenständlichen, Sinn für die Eigenwertigkeit des Fremden und des Vergangenen all dies sind Momente des erwachenden geschichtlichen, des erwachenden geschichtswissenschaftlichen Bewußtseins. Es handelt sich zwar nicht um das Entstehen einer neuen Wirklichkeit - die Sachverhalte waren schon immer da, solange der Geist in dieser Welt lebt - aber doch um das langsame Sichtbarwerden einer Wirklichkeit in ihrer Sonderart - ein Prozeß, der gewiß noch gar nicht abgeschlossen ist. Es ist ein Vorgang der Differenzierung des theoretischen Bewußtseins, eines Bewußtseins, das sich Zug um Zug die Werkzeuge schafft, um die Welt des Geistes und der Geschichte nach allen Richtungen hin zu durchstreifen, eines Bewußtseins, das keine Grenzen und keine Einschränkungen mehr hinnimmt, es sei denn solche des jeweiligen Zugangs, weil es von vornherein seine Gegenstände in einem All gleichartiger Gegenstände weiß und obendrein darum weiß, welcher Weg von dem einen Obiekt, von dem einen Geschehnis oder Denkmal zum anderen eingeschlagen werden muß. Diese stets in und mit dem Geiste gegebene Wirklichkeit in ihrer Vielfalt und ihrer ursprünglichen Ordnung war dem wissenschaftlichen Bewußtsein keineswegs selbstverständlich verfügbar. Es bedurfte vielmehr einer eigentümlichen und keineswegs einfachen Konstitutionsleistung, die mit dem Aufschwung der geisteswissenschaftlichen Studien zusammenfällt, um aus einer vorgegebenen und unbewältigten Wirklichkeit eine Wirklichkeit für das wissenschaftliche Bewußtsein, näherhin für das erfahrungswissenschaftliche Bewußtsein werden zu lassen.

Die Aufgeschlossenheit für konkrete Geistigkeit, vor allem für fremde, entfernte und vergangene Geistigkeit, hatte sich von langer Hand her vorbereitet. Sie kam sicherlich nicht an einem Tage und in einem Kopfe zum Durchbruch. Auch ideengeschichtlich ist die Sachlage keineswegs einfach. Zwar bedurfte es in gewissen Punkten jener bekannten "Überwindung" der Aufklärung, damit bestimmten Zügen des konkreten Geistes Gerechtigkeit werden konnte, doch man darf nicht vergessen, daß schließlich "Aufklärung" dazu gehörte, die Grenzen der eigenen Geistigkeit zu überschreiten. Wie dem nun sei, die Frage nach der Bestimmung eines Zeitpunktes für den Beginn einer geistigen Entwicklung ist weniger wichtig als die nach dem Sinn einer solchen Bewegung. Und was den Gehalt des hier erörterten Vorgangs betrifft, so ist schwer zu übersehen, daß wir es mit einem der einschneidendsten Ereignisse der Wissenschaftsgeschichte überhaupt zu tun haben.

Es zeigt sich, daß methodisch etablierte Geisteswissenschaften erst dort auftreten, wo die Eigenbestimmtheit der Geschichte selbst erfasst wird, wo ein Wissen um die Geschichtlichkeit alles Geistigen sich durchsetzt. Dort erst sind die Voraussetzungen für eine Erschließung der Gebilde des Geistes vorhanden. Erfassen bedeutet für eine methodenbewußte Geschichtsforschung, das historische Faktum einer Totalität von Fakten einzuordnen. Das Einzelne wird allemal als ein Moment des Ganzen begriffen, insofern es zu einem jeglichen in Beziehung gesetzt, insofern es mit einem jeglichen, das nur immer im Horizont der Geschichtsforschung bekannt werden mag, muß verglichen werden können. Erst wo der Begriff des Ganzen vorausgesetzt ist, kann um Lücken und Abstände gewußt werden, erst dort können Lücken und Abstände durch neue Forschungen ausgefüllt werden, erst dort ist auch ein Wissen um die jeweilige Unausgefülltheit möglich. Das Interesse an den untersuchten Gegenständen ist nicht länger durch Zufall oder Neigung allein bestimmt, sondern es fügt sich der umfassenden und grundsätzlich gemeinsamen Anstrengung, die Welt der Geschichte und des konkreten Geistes zu einer Welt für den Geist zu machen.

Forschung ist auch hier Progreß (und gelegentlich Umweg oder Irrweg). Das gilt auch für die Differenzierung und Spezialisierung der erforderlichen Forschungsarbeit. Mochte die Aufgabe im ganzen auch schon feststehen, die Gliederung des Geschichtlichen im Hinblick auf ursprüngliche Geistes- und Kulturbereiche (der Sprache, der Politik, des Rechts, der Wirtschaft, der Kunst usf.) bot noch eine Fülle von Schwierigkeiten. Es war nicht zu übersehen, daß innerhalb der Geschichte mit Rücksicht auf die verschiedenen Kulturbereiche Sonderentwicklungen berücksichtigt werden mußten, Vorgänge, die zwar miteinander in einem wechselseitig sich beeinflussenden Zusammenhang stehen, deren Ablaufbestimmtheit gleichwohl jedesmal eine andere Struktur haben kann.

# 3. "Anverwandeln"

Das Urteil Außenstehender über den Wert der Geisteswissenschaften schwankt. Gewiß erkennt man an, daß es die Geisteswissenschaften mit dem Edelsten und Höchsten zu tun haben, das sich in dieser Welt findet, mit den Hervorbringungen der Kunst, der Sprache, des Staatswesens, des Glaubens usf., mit Leistungen also, die selbst je nach Rang Achtung verdienen. Ehrt diese Achtung aber zugleich auch den, der sie erweist? Denn zweifellos ist es ein Achtungserweis, die Dinge des Geistes zu studieren und zu erforschen. Die geisteswissenschaftliche Forschung erscheint als ein Dienst an dem zu Erforschenden, und der Glanz des Gegenstandes fällt auf die Forschung selbst zurück. Der Geisteswissenschaftler mag sich auf diese Weise als der Verwalter eines nationalen und menschheitlichen Erbes fühlen. Er hat die Schlüssel in den Händen, mit denen die Pforten der Schatzkammern sich öffnen lassen.

Vielleicht ist dies eine ganz und gar äußerliche Ansicht. Allerdings sind Stoffwechsel, Mineralien und chemische Verbindungen trivialere Objekte als Goethe-Gedichte oder religiöse Urkunden. Gleichwohl könnte es so sein, daß ihre Erforschung in sich einen höheren Wert hätte als das Studium der Geistesäußerungen. Die Würde des Gegenstandes ist nicht notwendig auch die Würde der Intention, die ihn erfaßt oder zu erfassen glaubt. Die Beschäftigung mit Großem macht noch nicht selbst groß, und, um ein anderes Bild zu verwenden, die Leistung des Kellners ist nicht wohl mit der des Kochs zu vergleichen. Gerade bezüglich des inneren Wertes geisteswissenschaftlicher Arbeit bestehen Zweifel. Vor allem der Naturwissenschaftler neigt dazu, die Arbeit des Geisteswissenschaftlers mit Skepsis zu betrachten. Vieles scheint, schon in der äußeren Form, weit von dem entfernt zu sein, was die Darstellung von Forschungsresultaten sonst verlangt. Man vermißt oftmals die Strenge einer klaren Begriffssprache und jene Sachlichkeit, die sonst der Forschung eigentümlich ist. An die Stelle wissenschaftlicher Nüchternheit scheint zuweilen das Bekenntnis oder gar die Beschwörung zu treten. Der Gegenstand erscheint dementsprechend nicht als eine neutral zu konstatierende Tatsache, sondern als das Ziel eines Nachempfindens und Anverwandelns.

Sollten diese Bedenken recht haben, so träten in ihnen zwei Mißlichkeiten von erheblicher Bedeutung zutage: Handelt es sich wirklich um ein Anverwandeln und Nachempfinden, so wäre der notwendige Abstand zwischen Erkennen und Gegenstand gefährdet. Das geisteswissenschaftliche Denken besäße dann selbst gegenständliche Strukturvalenzen. Es wäre selbst als ein Gegenständliches differenziert. Differenziert sein kann es jedoch nur in der Hinsicht des subjektiven Vollzuges des "Eindringens", "Empfindens" usf. Das geisteswissenschaftliche Denken wäre in dieser Form möglicher Gegenstand, aber keine mögliche Erkenntnis. Es läge dann zwar irgendeine Begegnung zwischen Subjekt und Gegenstand vor, aber gewiß keine theoretische. Daraus ergibt sich eine zweite Mißlichkeit: Ist das geisteswissenschaftliche Denken ein Anverwandeln, ist es, anders ausgedrückt, eine Abschattung gegenständlicher Strukturen in einem wie immer beschaffenen Medium des Erlebens, dann ist diese Differenzierung nicht nur gegenständlich bestimmt, sie ist auch vielheitlich bestimmt. Die Mannigfaltigkeit möglicher geisteswissenschaftlicher Resultate wäre dann unabsehbar. Es wären dann so viele Schauungen und Nacherlebnisse möglich, wie Nacherlebende und Schauende sich einem Gegenstand zuwenden. Die Idee theoretischer Verbindlichkeit wäre für dieses Feld aufgegeben.

Wir glauben, daß Gründe auf unserer Seite sind, die diese Bedenken hinsichtlich ihrer allgemeinen Konsequenzen entkräften können. Wir wissen aber auch, daß der Geisteswissenschaftler mit den Mitteln seiner Disziplin allein nicht gegen sie ankommen kann. Die Klärung muß sich wissenschaftstheoretischer, d. h. also philosophischer Gesichtspunkte bedienen. Indes meinen wir aber auch, daß diese Bedenklichkeiten nicht leicht genommen werden sollten, daß sie, gerade weil sie in der Lage sind, die Geisteswissenschaften als Wissenschaften grundsätzlich in Frage zu stellen, eine sorgfältige Prüfung verdienen.

### 4. Bewahrung

Müßten die Geisteswissenschaften, so mag man fragen, denn für sich unvermeidlicherweise die gleiche Obiektivität in Anspruch nehmen, die man den Naturwissenschaften selbstverständlich einräumt? Könnte ihre Aufgabe nicht bescheidener sein? Sollte es nicht genügen, daß man den Geisteswissenschaften nur rein konservierende Aufgaben überließe, in der Meinung, diese Disziplinen könnten zwar imstande sein. Gebilde von Kulturwert vor dem Verfall und bedeutende Geschehnisse vor dem Vergessen zu retten, und darüber hinaus Entferntes, Fremdes oder Vergangenes für den Besucher, Betrachter oder Leser zugänglich zu machen - das sei schließlich aber auch alles. Man kann indessen die Geisteswissenschaften nicht auf diese vermeintlicherweise harmlosen Tätigkeiten einschränken, man machte denn auch diese selbst zunichte. Wie kann es sonst Gewißheit darüber geben, daß es die Sache selbst ist, die bewahrt, erinnert oder zugänglich gemacht wird? Daß der Geisteswissenschaftler selbst gelegentlich von seiner Arbeit bescheiden denken mag, ändert an diesem Sachverhalt nichts. Die Bewältigung auch seiner schlichtesten Aufgaben schließt Voraussetzungen ein, die niemals preisgegeben werden dürfen. Ist aber Geisteswissenschaft in ihrem Grunde zweifelhaft, dann muß auch alles, was sie tut, zweifelhaft sein. Ist ihre Arbeit durch Willkür bestimmt, dann kann sie keine Zugänge schaffen, dann kann sie nichts im Ernst bewahren und erhalten, denn dann weiß sie nicht, was sie erhält und bewahrt. Es geht ihr ja nicht um irgendein Bild der Antike, sondern um die Antike selbst, nicht um irgendeine Vorstellung von Goethe, sondern um Goethe selbst.

# 5. Vereinfachung

Überall dort, wo Geisteswissenschaft sich in den Dienst der Überlieferung stellt, erfüllt sie zugleich auch eine pädagogische Funktion. Die vergangene Leistung und das vergangene Ereignis wirken – dadurch, daß sie bewußt gemacht werden, im Guten oder Bösen auf ein gegenwärtiges Tun. Sie wirken als Ansporn oder als Abschreckung, als Vorbild oder Warnung auf das Leben der Gegenwart. Das Wissen um Vergangenes, mag man meinen, besitzt diese Wirksamkeit um so mehr, je fasslicher es ist, und je mehr die gewußten Tatbestände den jeweils vorliegenden pädagogischen Absichten angepaßt sind. So kann man glauben, daß die Vorstellung tugendreiner Helden und grundschlechter Verräter zur Erweckung positiver Gesinnungen geeigneter sei als das Wissen um den wirklichen Menschen mit seinem Widerspruch. Allerdings werden pädagogische Bemühungen vielfach bei der Darreichung des Stoffes um der Faßlichkeit willen vereinfachen müssen. Indes, die didaktisch motivierte Vereinfachung soll doch eine spätere Ergänzung des Wissens zulassen und nicht etwa Geschichtsfälschungen Vorschub leisten. Wahrhaftigkeit ist ein Grundmoment aller pädagogischen Anstrengung. Es gibt keinen Wert, der die Außerkraftsetzung ihrer Forderungen einschlösse. Gewiß kann man auch mit Schwindel pädagogisch relevante Resultate erzielen, aber man kann diese Resultate nur dann billigen,

wenn man pädagogische Beziehungen nicht für Relationen der Verständigung, sondern für solche der Dressur hält. Dies gilt selbstverständlich nicht allein für die Anleitung und Führung von schulisch betreuten Minderjährigen, sondern für alle sozialpädagogischen Verhältnisse. Ist aber einmal die Forderung strenger Wahrhaftigkeit für alle pädagogisch interessierte Überlieferungsbemühung anerkannt, dann ist auch die wissenschaftliche Funktion der Geisteswissenschaften gefordert, denn der Geisteswissenschaft muß es nun auch in dieser Rücksicht um die Tatbestände gehen, "wie sie wirklich gewesen sind". Die Geisteswissenschaft hat nicht etwa mythopoetische Funktionen.

Dies alles bedeutet freilich keineswegs, daß nur eine geisteswissenschaftlich bestimmte Überlieferung pädagogisch wirksam werden dürfte. Auch in der Dichtung erlangt die Vergangenheit pädagogische Effizienz. Doch die Dichter lügen nicht. Fiktion ist nicht Trug und Schwindel, die Fiktion der Dichtung ist als Fiktion gewußt. Und in Wahrheit ist dies ja auch der einzig legitime Ort für endgültige Simplifikation und Idealisation. Die Dichtung stellt nicht dar, sie produziert. Gewiß ist der Gegenstand der Dichtung geschichtlich. Aber es ist produzierte Geschichte, die in der Dichtung erscheint.

### 6. Darstellung

Noch ein weiterer Versuch, die Geisteswissenschaften den Forderungen strenger Wissenschaftlichkeit zu entziehen, soll zur Sprache kommen. Man läßt vielfach die geisteswissenschaftliche Darstellung mit poetischen Erzeugnissen dergestalt in Konkurrenz treten, daß man von ihr verlangt, sie habe ein "abgeschlossenes (oder ,abgerundetes') Bild" der dargestellten Epoche, Person, des Werkes etc. zu geben. Doch gerade das ist ja nicht der Fall. Die wissenschaftliche Darstellung muß zwischen Sichergewußtem, Problematischem und Nichtgewußtem unterscheiden. Dies aber kann nimmermehr ein abgeschlossenes Bild ergeben, wenn auch die Darstellung sich beliebigen stilistischen Glanzes erfreuen mag. Dieser Glanz ist sekundär. Ja, mehr noch: nichts ist öder als dieser Glanz, wenn sich mit ihm nicht die vorwärtstreibende Kraft des Fragens verbindet. Gewiß besteht ein Teil der geisteswissenschaftlichen Literatur aus bloßen Darstellungen. Doch erheblich sind nicht die Darstellungen, sondern die Forschungen. Wissenschaft ist schließlich kein gebildeter Zeitvertreib, sie entspringt vielmehr aus dem nirgends einschränkbaren Drang des Wissenwollens. Nichts törichter denn auch, als von dem Wissenschaftler Leidenschaftslosigkeit fordern zu wollen. Was wäre der Forscher, wenn ihn nicht die Leidenschaft für die Wahrheit beherrschte?

#### 7. Wahrheit

Die Bequemlichkeit möchte es freilich immer gerne so haben, daß aus einer Theorie praktisch nichts folgt, daß wissenschaftliche Einsicht praktisch zu nichts verpflichte und dem Wissenschaftler jede gerade opportune Haltung erlaubt sei; daß Verständigung und Gemeinschaft auch theoretische Verantwortlichkeit, mit anderen Worten: den unbedingten Willen zur Wahrheit entbehren könnten, daß man schließlich und endlich Erziehung und Gemeinschaftslenkung auch mit anderen Vorstellungen realisieren könne als mit wahren Einsichten. Gewiß, man kann auch das, aber dann bringt man eben die Gemeinschaft und die pädagogische Wirksamkeit um ihren Sinn.

Die Wahrheit ist stets unbedingt gefordert, oder sie ist nicht. Man kann dieser Forderung nichts abhandeln. Wo eine Theorie nicht um der Wahrheit willen erarbeitet wird, dort ist sie schon an der Wurzel vergiftet. Die Folgen für das Einzelbewußtsein und, wenn der Schwindel Schule macht, für das Zeitalter sind horrend. Die Forderung der Wahrheit bedeutet dieses, daß Theorie den Sinn hat, eine Sache so zu erfassen, wie sie an sich ist. Weder mit Rücksicht auf pädagogische Ziele noch mit Rücksicht auf Darstellungsbedürfnisse kann die geisteswissenschaftliche Arbeit sich dieser Forderung entschlagen.

Bei den Bedenken, die der geisteswissenschaftlichen Forschung allenfalls ein sogenanntes relatives Recht einzuräumen geneigt sind, handelt es sich nicht etwa um die Kritik an bloß partiellen und revidierbaren Mißständen. Nicht darum geht es, daß die geisteswissenschaftliche Arbeit sich hier und dort von den Forderungen strenger Wissenschaftlichkeit entfernt haben mag (dergleichen gibt es ja in allen Disziplinen), sondern darum, daß die Möglichkeit einer Wissenschaftlichkeit der Geisteswissenschaften in Zweifel gezogen wird. Und die "Phänomene" scheinen diese Bedenken durchaus zu bestätigen. Diese Phänomene wollen wir im folgenden betrachten:

# 8. Weltanschauung

Keine Wissenschaft sonst, so scheint es, ist so sehr Moden und nichttheoretischen Mächten ausgeliefert wie die geisteswissenschaftlichen Disziplinen. Gewiß strebt die Forschung auf allen Feldern ihrer Arbeit weiter. Demgemäß sind im allgemeinen die Veränderungen, von denen wissenschaftliche Auffassungen betroffen sind, durch den Fortgang der theoretischen Arbeit selbst bestimmt. Bei den Geisteswissenschaften scheint das anders zu sein. Offenbar nehmen sie unmittelbar an den Schicksalen des allgemeinen Zeitgeistes teil. Ihre äußere Gestalt scheint bestimmt durch die herrschenden Ideologien und Mächte. So ist es möglich, ja es scheint geradezu ein Schicksal zu sein, dem die Geisteswissenschaften nicht entrinnen können, daß sie einmal völkisch, dann wieder international, daß sie einmal besonders liberal, dann wieder in irgendeinem Sinne religiös orientiert sind. Was überhaupt als Mode, als Weltanschauung oder sonst als allgemeine Gesinnungsart sich ausbreitet, das scheint auch sofort die Tätigkeit der Geisteswissenschaft zu bestimmen, ob es nun ein sogenannter "Existentialismus", ob es ein Faschismus oder ein Sozialismus ist. Die Ansichten der Geisteswissenschaftler scheinen demgemäß, wie oftmals bemerkt wurde, höchst labil zu sein, wechselhaft wie Börsenkurse, und daß dies, wofür so vieles zu sprechen scheint, mißlich ist, das ist aus mehreren Gründen deutlich.

Einmal kann es auf diese Weise keine allgemeinverbindlichen Pinsichten mehr geben. An ihre Stelle treten Auffassungen, die der gerade herrschenden Gesinnung gemäß sind. Wahr ist dann nur, was einer Weltanschauung earsweitet. Da aber stets mehrere Weltanschauungen nach- oder nebeneinander virksam werden und sie alle schließlich mit dem gleichen Rechtsanspruch auftreten, so muß der Widerstreit unauflöslich werden, es sei denn, es würde eine Instanz gefunden, die alle diese Größen zunichte macht. Hier aber wird die Theorie. wie es kaum wirkungsvoller geschehen kann, relativiert. Ia, es sieht so aus, als hätten wir hier den Relativismus in besonders reiner Gestalt vor uns: Theoretischer Relativismus ist der Versuch. Urteile durch endliche Instanzen zu legitimieren. Endliche Instanzen aber müssen schon deshalb zu solcher Legitimation untauglich sein, weil endliche Größen immer eine mögliche Pluralität darstellen. Neben einer endlichen Größe, von welcher Art sie auch sein mag, ist stets noch eine andere zu denken möglich. "Strömungen", Ideologien, Weltanschauungen usf. aber sind notwendig endliche Gebilde. Was sie auch immer an Gehalten bergen mögen - an Gehalten, die an und für sich vielleicht einen zeitlosen Rang haben -, die Tage und Jahre von Weltanschauungen, Lebensgefühlen und dergleichen sind gezählt, und ihr Wirkungsbereich ist begrenzt. Mag eine "Anschauung" momentan auch das Feld behaupten, mag sie selbst von ihrer legitimen Singularität überzeugt sein, sie bleibt ein Endliches. So ist es nicht entscheidend, ob de facto mehrere Begründungsweisen von dieser Art augenblicklich in Konkurrenz treten. Jede solche Begründungsweise ist unzureichend, gültige Einsicht zu unterbauen. Und wenn alle Geisteswissenschaft einer Zeit existentiell oder völkisch sein sollte - auch das Unbestrittene wäre nur relativ begründet oder, was dasselbe besagt, es wäre letztlich nicht begründet.

#### 9. Rationale Momente

Das Problematische liegt darin, daß eine wissenschaftsfremde Instanz, also etwas, das ursprünglich nicht selbst Grund, sondern vielmehr Gegenstand ist, dennoch als Grund ausdrücklich oder stillschweigend in Ansatz gebracht wird. Freilich sind die wissenschaftsfremden Instanzen nicht durchaus gleichwertig. Weltanschauungen, Ideologien usf. sind zunächst einmal Auffassungsweisen, Modi, in denen der Mensch sich mit Weltlichem auseinandersetzt. Diese mögen nun so weit wie immer von echter Theorie entfernt sein, ganz theoriefremd können sie gleichwohl nicht sein. Hier müssen wir allerdings ein Doppeltes in Betracht ziehen. Grundsätzlich ist jede dieser Auffassungen (und jede Spielart wiederum dieser Auffassungen) atheoretisch. Schon die Tatsache, daß jede Weltanschauung in ihrer Jeweiligkeit Ansprüche macht gültig zu sein, entfremdet sie der Theorie. Die Pluralität der Instanzen macht Wahrheit zunichte. Neben dieser grundsätzlichen und formalen atheoretischen Bestimmtheit müssen wir jedoch noch etwas anderes berücksichtigen. Auch ein weltanschaulich, ideologisch, kurz, atheoretisch unterbautes Weltauffassen ist Denken und es ist Denken in bestimmten Ordnungsrücksichten. Ob nun Volk oder Rasse, ob eine religiöse

Instanz oder ob die Idee eines bestimmten gesellschaftlichen Zustands zum Grunde der Betrachtung gemacht wird, stets handelt es sich um ein Ordnen von Gegenständen unter Gesichtspunkten. So merkwürdig eine solche Ordnung auch sein mag, sie ist in bestimmter Beziehung eben doch Ordnung, Zwar wird ein gegenständlicher Aspekt zum Prinzip, und zwar zum Wahrheitsprinzip erhoben, aber immerhin handelt es sich doch auch hier um ein Bedenken von Gegenständen. Um dieses Denken möglich werden zu lassen, bedarf es, wie sehr es auch jeweils durch Atheoretisches verdorben sein mag, doch immer eines Rationalen. Das Rationale zeigt sich darin, daß überhaupt so etwas wie Ordnung gestiftet wird. Die Weltanschauungen müssen also, in größerem oder geringerem Maße, Rationales enthalten, d. h. solches, das – ohne nichtrationale Beimengungen - Begründung im Sinne echter Theorie zu leisten imstande ist. Was also die geisteswissenschaftlichen Auffassungen angeht, die sich mit wissenschaftsfremden Mitteln ausweisen, so darf angenommen werden, daß ihre Fragwürdigkeit in dem Maße wächst, in welchem die Weltanschauungen, die als Unterbau benutzt und beansprucht werden, Nichtrationales enthalten, Das bedeutet also, daß weltanschaulicher Unterbau im Sinne der Theorie zwar immer schlecht ist. weil er die Konsequenzen des Relativismus in sich schließt, daß er aber doch nicht so schlecht sein muß, daß er in jedem Falle völlig eliminiert werden müßte. Nur die nichtrationalen Momente, die freilich in iedem Falle verschieden stark sein können, sind auszuscheiden, wenn gültige Theorie soll möglich werden können, Gewiß gibt es Weltanschauungen, die dem Gedanken einer universalen Ordnungsgesetzlichkeit eher entsprechen als andere. Je begrenzter der Gesichtskreis (oder: je gefühlsbestimmter eine Einstellung), desto schlechter ist eine Ansicht fundiert. Wie die verschiedenen konkreten Weltanschauungen in dieser Hinsicht zu beurteilen sind, das darf hier unausgeführt bleiben, Man kann allerdings annehmen, daß dort, wo die Beleuchtung am schlechtesten, auch die Finsternis am größten ist.

# 10. Verdecktheit der Voraussetzungen

Wir sehen also, daß die Relativismus-Problematik bei weitem nicht so einfach ist, wie sie es auf den ersten Blick zu sein scheint, und die Sachlage kompliziert sich noch weiter aus mehreren Gründen. Wir haben bislang Rationales und Nichtrationales einander entgegengesetzt. "Rationales" sollte dasjenige heißen, das Wissenschaftsbegründung zu leisten imstande ist. Formal war für das sogenannte Rationale festgesetzt, daß es ein universales (für jede Einsicht verbindliches) und singuläres (jede andere Begründungsweise ausschließendes) Prinzip sein muß. Mit Rücksicht auf unsere Fragestellung sollte fernerhin von ihm gefordert werden können, daß es als Grund für geisteswissenschaftliche Einsichten fungieren kann. Sicher ist also zunächst einmal so viel, daß ein Endliches, ein Beschränktes, ein Zeitliches als Grund wohl nicht beansprucht werden darf, denn etwas Gegenständliches vermag keine uneingeschränkte Gültigkeit zu verleihen. Sicher ist auch, daß etwas Atheoretisches als Grund ausgeschlossen werden muß, denn Atheoretisches ist als das Andere der Theorie zugleich mög-

licher Gegenstand der Theorie und als Gegenstand ist es Gegenstand unter Gegenständen und unterliegt insofern der Beschränkung im oben genannten Sinne.

Mit diesen Feststellungen ist indessen noch nichts über die Struktur des Rationalen ausgemacht, das als Grund für geisteswissenschaftliche Einsicht beansprucht werden soll. Über die inhaltliche Bestimmtheit des Prinzips wissen wir noch nichts. "Rational" bedeutet hier nur so viel wie: zureichend zur Wissenschaftsbegründung, näherhin: zureichend zur Begründung von Geisteswissenschaft. Die Forderung der Rationalität bedeutet nicht mehr als die Forderung hinreichender Begründung, sie bedeutet nicht, daß Begründung im Sinne irgendeines überkommenen "Rationalismus" in Anspruch genommen würde. Ja, wir dürfen hier im Vorblick auf Späteres bereits vermuten, daß eine Begründung geisteswissenschaftlicher Erkenntnis im Sinne des traditionellen Rationalismus unmöglich ist. Doch das bedeutet nicht, daß auf Rationalität, d. h. auf Begründetheit verzichtet werden könnte.

Dies zum ersten. Eine weitere nicht unerhebliche Schwierigkeit liegt darin, daß die Grundlegungsfaktoren innerhalb der geisteswissenschaftlichen Einsichten und Auffassungen zumeist verhüllt auftreten. Erkenntnistheoretische Erwägungen liegen im allgemeinen nicht auf dem normalen Wege positiver geisteswissenschaftlicher Forschung und dort, wo sie gleichwohl – in mehr oder weniger elementarer Form – angestellt werden, müssen sie nicht die wirklich beanspruchten fundamentalen Voraussetzungen treffen. Die Grundlagenvoraussetzungen liegen auch hier nicht zutage. Sie müssen in jedem Falle erst ans Licht gezogen werden.

# 11. Macht und Anpassung

Und an etwas anderes muß man wohl noch erinnern. Weltanschauliche Zeitströmungen sind nicht selten mit erheblicher Macht ausgestattet. Da aber diese Strömungen glauben, auch in der geisteswissenschaftlichen Arbeit ihren Ausdruck finden zu müssen (wie auch etwa in der Arbeit der Künste), so suchen sie vielfach diesen Ausdruck zu erzwingen. Sie wenden sich dann gegen denjenigen, der nicht auf dem (jeweils) rechten Wege ist, gegen den, der die "Linie" nicht einhält. Um weiterarbeiten zu können, sieht sich die geisteswissenschaftliche Forschung entweder zur Anpassung oder zur Tarnung veranlaßt. Da die Weltanschauungen ja nur einen solchen Aspekt zu verabsolutieren pflegen, den es gibt und der irgendwo auch ein begrenztes Recht hat, ist die Tarnung nicht eben schwer. So spielt schließlich überall im Geiste das Ökonomische, Völkische, Religiöse, Soziale usw. irgendeine Rolle, und zumeist genügt es, daß man jeweils sagt, daß man diese Funktion für fundamental hält. Ja, man kann das zur Not sogar glauben, ohne irgendwelche theoretischen Konsequenzen daraus zu ziehen. (Nur der Grundlegungstheoretiker, also der Philosoph, ist hier in einer weniger glücklichen Lage.) Die Kritik muß im Einzelfall also stets zwischen dem unterscheiden, was als Letztbegründungsinstanz wirklich benutzt ist, und dem, was als äußere Einkleidung leicht abgestreift werden kann. Dort aber, wo eine Unterwerfung unter wissenschaftsfremde Mächte, freiwillig oder erzwungen,

zugleich Einfluß hat auf die Bestimmtheit der Aussagen, dort ist die Geisteswissenschaft durch den Relativismus korrumpiert, denn diese Mächte machen, als Instanzen gebraucht, die Forderungen überzeitlicher Wahrheit zunichte.

#### 12. Univermeidharer Relativismus?

An diesem Punkt der Überlegung könnte man freilich eine ernstere Frage stellen: Muß Geisteswissenschaft nicht stets aus weltanschaulichen Urgründen handeln? Kann sie sich den Zeitströmungen, Lebensgefühlen und weltanschaulichen Gesinnungen überhaupt entziehen? Ist ihr zeitlose Wahrheit zugänglich? Ist ihr Objektivität möglich? Ist sie ihrer Eigenart nach nicht prinzipiell auch hinsichtlich ihrer Begründung an eine "geistige Situation" gebunden? Ist für die Geisteswissenschaft Objektivität nicht ein Phantom, dem sie umsonst und nur dort nachjagt, wo sie ihr eigenes Wesen mißversteht?

Hier tut sich die Frage auf, ob es mit der "Rationalität" der Geisteswissenschaften nicht eine ganz eigentümliche Sache ist. Insbesondere muß gefragt werden, ob die Forderung, allen Relativismus zu überwinden, sich nicht bereits an einem naturwissenschaftlichen Erkenntnisideal orientiert. Es ist also die Frage, ob die formalen Mindestforderungen nicht bereits im Sinne der Naturerkenntnis determiniert sind. Das Problem stellt sich jetzt also anders. Es geht nicht mehr darum, erkenntnisfremde Instanzen von der Wissenschaftsbegründung fernzuhalten, hier ist die Frage vielmehr, ob die spezifische Bestimmtheit geisteswissenschaftlicher Forschung nicht ihrerseits mit innerer Notwendigkeit relativistische Momente aufweist. Was jetzt ins Auge zu fassen ist, ist etwas tiefer Liegendes als die Korruption, die die Geisteswissenschaften in den Dienst erkenntnisfremder Mächte zu bringen sucht. Es ist etwas, das an die Wurzel der Geisteswissenschaften greift. Hier sind es vor allem zwei Faktoren, die eine Relativierung geisteswissenschaftlicher Erkenntnis von innen her herbeizuführen scheinen.

# 13. Das forschende Subjekt

Diese beiden Faktoren sind: die eigentümliche Lage des forschenden Subjekts in den Geisteswissenschaften und die Wertbetroffenheit der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis. Wir wollen die beiden Punkte, obwohl sie miteinander im Zusammenhang stehen, nacheinander erörtern. Zum ersten Problembereich: Faktische Forschung wird stets von konkreten Subjekten getätigt, von lebendigen, einem Zeitalter verhafteten Menschen, die Wissenschaft als ihre Aufgabe ergriffen haben. Das ist in allen Disziplinen so. Bei den Geisteswissenschaften begegnet uns der Sonderfall, daß die forschenden Subjekte selbst mögliche Gegenstände der Forschung sind. Das gilt für die Forschenden in ihrer vollen Realität, also in allen Momenten ihrer realen Bestimmtheit. Es gilt für die Äußerungen der Einzelgeister sowohl wie für ihre Gesinnungen, für ihr Handeln, ihr Fühlen und für ihre Gestaltungsart. Dabei ist zu beachten, daß die Forschenden

und ihre Leistungen nicht nur als mögliche Gegenstände einer Wissenschaftsgeschichte in Betracht kommen, sondern daß sie notwendigerweise in ihrer vollen realen Konkretheit mögliche Objekte werden. Diese Konkretheit aber schließt alle Aufbaumomente ein, die am konkreten Geist konstatiert werden können. Hier geht es uns freilich nur darum, daß der Geist in seiner vollen Konkretheit ein mögliches Objekt geisteswissenschaftlicher Forschung ist. Ob die Geisteswissenschaft alle entsprechenden Einzelbezüge in einem bestimmten Falle auch für erforschenswert hält, ist eine andere Frage. (Die prinzipielle Erforschbarkeit ihres Objektes muß ihr indes stets vorgegeben sein.)

Hier ist der Umstand zugrunde zu legen, daß der konkrete Geist überall ein in sich zusammenhängendes Gefüge ist. Zwar richtet sich das Forschungsinteresse meist nur jeweils auf eine Art der Außerungen des konkreten Geistes. Das spiegelt sich in der Gliederung der Geisteswissenschaften: Nebeneinander finden sich Disziplinen, die es sich zur Aufgabe machen, die konkreten Gestalten der Kunst, der Religion, der Sprache usw. zu erforschen. Diese Spezialisierung ist immer nur möglich, wenn man die konkrete Einheit des Geistes voraussetzt, denn die Kulturbereiche, in denen die konkreten Erscheinungen sich zusammenschließen, sind gegeneinander nicht schlechterdings isoliert. Sie beeinflussen einander vielmehr wechselseitig. So ist eine geschichtliche Darstellung der Kunst undenkbar, wenn man etwa die entsprechende Entwicklung der religiösen Vorstellungen außer acht läßt. Man kann, so ließe sich der Sachverhalt bezeichnen, eine bestimmte, in diesem Fall eine künstlerische Manifestation des konkreten Geistes nur verstehen, wenn man sie als die Manifestation eines Subiekts be greift, das auch glaubt, handelt usf. In diesem uneingeschränkten Sinne nun ist das forschende Subjekt sich selbst innerhalb der Geisteswissenschaften thematisch. In den Naturwissenschaften ist das anders. Hier ist das konkrete forschende Subjekt nicht auch selbst Gegenstand.

Dies ist das eine, das die Lage des forschenden Subjekts in den Geisteswissenschaften charakterisiert. Das andere ist dies, daß das forschende Subjekt seine Gegenstände von seinem Platze aus bedenken muß. Auf den ersten Blick scheint diese Feststellung eine Plattheit zu enthalten. Jeder Forscher, so wird man einwenden, muß schließlich von seinem Platz aus forschen. Irgendwo müssen ja auch in der Naturforschung die Experimente gemacht werden, irgendwo: nämlich dort, wo der Forscher sich realiter aufhält. "Irgendwo" muß schließlich ebenso der Mathematiker seine Gedanken entwickeln. Nämlich an seinem Schreibtisch, auf seinem Spazierweg, wo immer. Der Unterschied jedoch ist, daß das Irgendwo in den Geisteswissenschaften mögliches Thema, möglicher Gegenstand ist. Das faktisch, physisch und technisch Gegebene aber, das der Naturwissenschaftler braucht, um seine Experimente auszuführen, kommt hinsichtlich seiner historischen Lokalisiertheit (die es natürlich besitzt) für ihn überhaupt nicht in Betracht. Nur die naturalen Valenzen der Experimentsituation sind entscheidend, nicht aber die historischen. Alles Gegebene, auch das Experimentierwerkzeug, ist hier Natur. Der Forscher steht unmittelbar der Natur gegenüber. Für die mathematische Einsicht schließlich hat die materielle Vermittlung überhaupt keine Bedeutung.

# 14. Das Gegebene der Naturforschung

Wir können an dieser Stelle allerdings nicht auf die ganze Problematik des Gegebenen in den Naturwissenschaften eingehen. Wir wollen nur das herausheben, was zum elementaren Verständnis der Lage des Geisteswissenschaftlers notwendig ist. Insbesondere ist hier noch Folgendes zu berücksichtigen. Die Dimension der Geschichte ist für die Naturforschung oder die mathematische Forschung gewiß nicht in jeder Beziehung zu eliminieren. Wenn der Naturwissenschaftler zu einem bestimmten Zeitpunkt eine Einsicht hat (oder diese durch ein Experiment bestätigt), die die Forschung weiterbringt, dann müssen hierfür gewiß auch geschichtliche, und zwar wissenschaftsgeschichtliche Bedingungen erfüllt sein. Der Forschungsprogreß muß in der Geschichte erst einmal bis zu dieser Stelle gelangt sein, an der diese Fragestellung und diese Einsicht möglich werden. Das gilt ebenso wie dies andere, daß der einzelne Forscher in seinem eigenen Denken (in seiner eigenen Denkgeschichte) den Punkt erreicht haben muß, an dem er ein bestimmtes Problem lösen kann. Sind alle diese geschichtlichen Bedingungen einmal erfüllt, dann geht in die naturwissenschaftliche Einsicht selbst kein geschichtliches Moment ein. Sie hätte, wären die wissenschaftsgeschichtlichen Bedingungen nur erfüllt gewesen, an jedem Punkte der Geschichte gefast werden können und sie muß an jedem Punkte der Geschichte grundsätzlich wieder reproduzibel sein, denn die Einsicht gilt nicht nur von diesem Geschichtspunkte aus betrachtet, sondern sie gilt von iedem nur möglichen und denkbaren Punkt der Geschichte aus, und zwar gilt sie in dieser Unabhängigkeit, weil sie nicht von einem Geschichtlichen gilt. Sie gilt z. B. vom freien Fall und nicht etwa von jenem Fall, an dem die in Rede stehende Gesetzlichkeit einmal einsichtig wurde.

Das Gegebene in der Naturforschung hat nur eine Funktion im Hinblick auf ein Durchgängiges. Das Gegebene kommt hier nicht als das diesem konkreten Subjekt Gegebene in Betracht. Von dieser Relation ist überhaupt auf jede Weise abzusehen. Das Gegebene soll vielmehr auf ein Durchgängiges hinleiten, das nicht durch die konkrete Erkenntnisbeziehung bestimmt ist. Ob es dabei überhaupt in seiner Einzelbestimmtheit spezifische Bedeutung hat oder nicht, macht keinen Unterschied. Wesentlich ist, daß seine Bestimmtheit unter Ausschluß der Valenz konkreter Gegebenheit erwogen wird. (Das heißt also: dem erforschten Naturgebilde kann als Einzelnem im Gesamtzusammenhang gewiß eine charakteristische Bedeutung zukommen, denn Naturerkenntnis richtet sich nicht stets nur auf "Allgemeines". Doch ist an der Einzelbestimmtheit keinesfalls "Gegebenheit" beteiligt.) Der Naturgegenstand wird in jedem Falle als Bestandteil eines Ganzen betrachtet, das nicht durch das Moment der Gegebenheit artikuliert ist. Naturales ist in den Naturwissenschaften also unabhängig von seiner Gegebenheit zu bestimmen. Zwar muß es auch gegeben sein. Für seine Bestimmtheit hat aber nur "mögliche" Gegebenheit eine Bedeutung, und nicht auch konkrete Gegebenheit. Also nicht der Bezug auf ein konkretes forschendes Subjekt in bestimmter realer Situation.

#### 15 Abstand

Die Lage der Geisteswissenschaften ist eine ganz andere. Hier richtet sich Geist auf Geist. Hier ist der Geist sich selbst Gegenstand. Man wird zunächst meinen wollen, daß das doch faktisch nicht viel ausmacht. Zumeist, wird man einwenden, habe die Geisteswissenschaft doch Gegenstände in entfernter Vergangenheit. Der Abstand zwischen Forscher und Erforschtem sei vielfach so groß, daß auch der Geisteswissenschaftler es mit einem Gegenstand zu tun bekomme, der als etwas In-sich-Ruhendes fast schon den Anblick eines Natürlichen gebe. Tatsächlich hält sich die Geisteswissenschaft von Urteilen, die das Gegenwärtige und die das Jüngst-Vergangene betreffen am liebsten zurück. Hier, so sagt man, fehle eben noch der "Abstand". Hier könne man allenfalls zu – theoretisch unverbindlichen – Meinungen oder zu Vermutungen kommen, wissenschaftliche Aussagen seien hier jedoch nur schwer möglich.

Ganz so einfach ist die Sache indessen doch nicht. Diese Auffassung wird zwei Umständen nicht gerecht: einmal dem, was man die fortlaufende Verschiebung des Horizonts geisteswissenschaftlicher Forschung nennen könnte, und zum anderen der Bestimmtheit aller geisteswissenschaftlichen Fragestellung durch Selbst-Verständnis. Beide Umstände aber kann der Relativismus, zunächst wenigstens, als Stützen für sich in Anspruch nehmen.

### 16. Die Verschiebung des Horizonts

Wir beginnen mit dem ersten Moment, das sich aus der eigentümlichen Lage des forschenden Subjekts in den Geisteswissenschaften ergibt. Um welche Fakten sich die geisteswissenschaftliche Forschung immer kümmern mag, und wie lange diese Fakten, als Leistungen, Ereignisse, Gestalten usf., auch vergangen sein mögen, immer erscheinen ihr die Einzeltatbestände doch als Glieder eines Geschichtsganzen.

Dieses Ganze selbst aber ist an jedem Punkte der Geschichte ein anderes. Der Kreis der Gegenstände wächst mit dem Fortgang der Forschung unablässig, und von jedem späteren Betrachtungsort aus ist mehr zu berücksichtigen. Dies kann natürlich nur dann gravierend sein, wenn Geschichte in jeder Hinsicht ein Ganzes ist, wenn im Wirkungszusammenhang der Geschichte durchgängige Kontinuität besteht. Trifft dies aber zu, dann erscheint auch jeder Einzelgegenstand als Moment in diesem Ganzen und, wie wir nun sagen müssen, als Moment in einem jeweiligen Ganzen, in demjenigen nämlich, das sich von dem geschichtlichen Standpunkte eines Forschenden aus zeigt. Dergestalt wandelt sich unablässig der Horizont, in dem geschichtliche Fakten erscheinen können.

Scheinbar kann die Geisteswissenschaft zwar das Gegenwärtige und Jüngst-Vergangene aus ihrer Betrachtung ausklammern, sie kann ihre Betrachtung auf Dinge mit einem bestimmten Mindestalter beschränken; sie wird jedoch nichts daran ändern können, daß auch die jüngst vergangenen Dinge mit zum Geschichtsganzen gehören. Daraus ergibt sich dies: Wie zeitlos und "objektiv"

sich geisteswissenschaftliche Arbeit auch gebärden mag, nach außen hin tritt doch auf allen Gebieten ein unablässiger Wandel der Geschichtsbilder und Geschichtsvorstellungen in Erscheinung. Zwar mag der Geisteswissenschaftler den Blick auf eine ferne Vergangenheit richten - in bestimmten Disziplinen ist das bekanntlich sein eigentliches Geschäft -, er kann es nicht verhindern, daß auch das Jüngst-Vergangene und das Gegenwärtige eine bestimmende Funktion auf seine Begriffsbildung ausüben, Gewiß sind die Ereignisse und Gestalten dieser nächsten Vergangenheit und dieser Gegenwart nicht sein Gegenstand. Er zieht seinen Forschungen eine zeitliche Grenze. Und doch gehören auch die jüngsten Erscheinungen zu iener einen geschichtlichen Welt, in der die längst vergangenen Dinge gleicherweise ihren Ort haben. Es ist eine einzige Welt von Gegenständen. die sowohl in einem Wirkungszusammenhang stehen als auch gleiche Strukturmomente aufweisen. Welche Beschränkung sich die Forschung nun auch immer auferlegen mag hinsichtlich der zeitlichen Erstreckung ihres Gegenstandsbereiches - und iede Forschung muß sich selbstverständlich beschränken -, die durchgängige Verwandtschaft der Formen und Gestalten ist unaufhebbar wie auch der Fortgang der historischen Wirksamkeit. In erster Linie macht sich die Wiederkehr der Strukturformen geltend. Das bedeutet natürlich nicht, daß dieselben konkreten Strukturen wiederkehren könnten, sondern vielmehr dies, daß sich der Aufbau historischer Erscheinungen immer wieder in denselben Hinsichten ereignen muß. Daraus folgt einmal die prinzipielle Vergleichbarkeit aller gleichstrukturierten Erscheinungen, zum anderen aber dies, daß hinsichtlich der Durchgängigkeit des Zusammenhangs und der Vergleichbarkeit jeder Einschnitt, den die geisteswissenschaftliche Forschung vollzieht, überschreitbar sein muß. Wenn geisteswissenschaftliches Verstehen sich zu einem wesentlichen Teile als ein vergleichendes Bestimmen vollzieht, dann können dieser vergleichenden Arbeit auch keine Grenzen gezogen sein, es seien denn solche möglicher Gegebenheit. Der Horizont dessen aber, was als Bestand eines möglichen Sichtbaren dem Geisteswissenschaftler gegenübertritt, erweitert sich beständig. Fortschreitend tritt Neues in seinen Gesichtskreis, und er kann vor diesem Neuen nicht die Augen verschließen.

Wie gesagt, der Bereich dessen, was der Forscher sich unmittelbar zum Gegenstande macht, mag in gewissem Sinne festbegrenzt sein, der Kreis seiner Erfahrung von Geistigem ist es nicht. Das aber ist entscheidend, denn auch das Entfernte bestimmt er schließlich mit Rücksicht auf diesen umfassenden und variablen Zusammenhang. Damit nun scheint ein weiteres, und zwar wissenschaftsimmanentes Moment der Unsicherheit und Relativität die Bestimmtheit geisteswissenschaftlicher Begriffsbildung zu bedrohen. Schon rein quantitativ und materialiter ist der Kreis des zu Vergegenständlichenden in den Geisteswissenschaften variabel. Diese Variabilität hat ihren Grund in einer außerhalb der Theorie selbst liegenden Bestimmungskomponente, nämlich in der realen zeitlichen Lage der forschenden Subjekte.

### 17. Naturforschung und Individualität

Doch es tritt noch ein weiteres Moment hinzu, das die theoretische Verfassung der Geisteswissenschaften im Vergleich mit derjenigen der Naturwissenschaften in Frage stellt. Geisteswissenschaftliche Begriffsbildung, so kann man es kurz bezeichnen, verfährt immer "selektiv". Dies sei näher erläutert. Gewiß. auch naturwissenschaftliche Forschung aller Bereiche muß Anlässe und Ansätze auswählen, von denen aus sich eine Annahme bestätigen mag, oder auch nicht. Diese Anlässe sind allerdings real bestimmt. Sie repräsentieren sich in individuellen Gebilden und Prozesskonstellationen. Und doch ist hier die Sachlage von Grund auf anders als in den Geisteswissenschaften. Am Einzelgebilde und am Einzelprozeß soll sich stets eine übergreifende Valenz, ein Durchgängiges zeigen. Das reale Gefüge, das im Ansatz der Fragestellung thematisiert wird, wird nicht in seiner Individualität und um seiner Individualität willen erforscht. Das heißt übrigens keineswegs, daß die Naturerkenntnis für die Bestimmung des Individuellen belanglos wäre. Naturerkenntnis bedenkt das Individuelle in seiner durchgängigen Bestimmtheit. An diesem Individuellen, das als Anlaß oder Ansatz dient, wird der Naturwissenschaft die Bestimmtheit auch jedes anderen gleichbestimmten Individuellen einsichtig. Und doch kann hier, wenigstens soweit Naturwissenschaft unter diesem Aspekt denkt, nicht die Vereinzeltheit als solche Problem werden.

Man wird gegen diese Ausführungen viele Bedenken geltend machen wollen, insbesondere mit Bezug auf das unerschöpfliche Reich des Lebendigen mit seiner wechselvollen "Geschichte". Doch man bedenke, daß Einmaligkeit, qualitative Eigenart und Nichtumkehrbarkeit, sowie auch seine relative Gesetzesfremdheit dieses Reich noch nicht zu einem "geschichtlichen" machen. Nicht jede Genese ist geschichtlich. Das Leben und die Natur, das mit allem Nachdruck zu sagen, ist keineswegs überflüssig, haben keine Geschichte. Auch unter genetischem Aspekt wird das Lebendige nicht als pures Einzelexemplar für den Forscher bedeutsam. Auch hier handelt es sich für ihn vielmehr immer um eine Allheit (Art etc.), an der sich der jeweils in Rede stehende Wandel vollzieht; auch dort, wo ihm von dieser Allheit möglicherweise nur ein einziges Exemplar zur Verfügung steht. Jedes studierte Exemplar mag freilich eine individuelle Phase in der Genese repräsentieren; es repräsentiert zugleich aber auch immer die Entwicklungsphase eines bestimmten Inbegriffs von Lebewesen. Und auch bei dem Einzelexemplar, das aus irgendwelchen Gründen von den Bestimmungsmomenten seiner Art abweicht, ist es nicht anders. Auch es wird stets nur im Hinblick auf das Durchgängige, Allgemeine bzw. Normale beurteilt. Die "individualisierenden" Tendenzen in bestimmten Bereichen der Naturwissenschaft haben sachlich und methodisch keineswegs jenen Sinn, den man ihnen gerne beilegen möchte. Individualität im Vollsinne kann unter dem Aspekt der Naturwissenschaft überhaupt nicht Problem werden. Das Moment der Generalisation ist in den Naturwissenschaften dementsprechend keineswegs sekundär. Das aber entlastet diese materialiter in ungeheurer Weise. Naturwissenschaft kann sich eben überall auf die Erforschung des Durchgängigen be-

schränken. Dies allerdings ist ihr in allen Zügen und in seiner ganzen Zusammenhangsbestimmtheit zu erfassen aufgegeben; denn die Kontinuität der naturalen Systeme kommt der Bestimmtheit derselben gleich.

Das besagt nicht, daß Naturales in seiner Individualität schlechthin bedeutungslos wäre für die Vergegenständlichung durch das Bewußtsein. Dieses Tier, diese Pflanze, diese Landschaft können in ihrer unverwechselbaren Einzigkeit im höchsten Maße wert- und bedeutungsvoll sein, doch eben nicht unter dem Blickwinkel naturwissenschaftlicher Forschung, wo sie nur als Repräsentanten eines Durchgängigen in Betracht kommen können. Die Naturwissenschaft sieht von eigentlichen Wertgesichtspunkten ab. Gewiß gibt es in der biologischen Theorie quasiaxiologische Aspekte, insbesondere in der Umweltforschung. Doch hier gilt dasselbe wie für jede genetische Betrachtung des Lebendigen. Der quasiaxiologische Gesichtspunkt betrifft die Art und nicht das einzelne Exemplar für sich und um seiner selbst willen. In bloßer Theorie kommt dem einzelnen Lebewesen kein Wert zu. Nur vermittels praktischer und sittlicher Instanzen gewinnt es axiotische Valenz. Nur hier erfährt die Einstellung gegenüber einem Naturalen jene spezifische Determination, die bewirkt, daß das Naturale als Individuelles gewürdigt wird. Noch einmal sei es gesagt: Auch die Naturwissenschaft will Einzelnes, will Individuelles bestimmen, doch stets nur als Moment eines Ganzen, eines Durchgängigen, eines Inbegriffs. Die Naturwissenschaft zielt immer nur auf die Bestimmtheit im Ganzen ab. Die Fundamentalbedingung für diese Einstellung kann hier allerdings noch nicht voll einsichtig werden. Wie überall in der Verfassung von Leistungen des Bewußtseins entscheidet auch angesichts der Naturwissenschaften die besondere Struktur der Grundkorrelation von Subjekt und Objekt über den spezifischen Aufbau des Leistungsgehalts. Die Prävalenz der Generalisation, die einer beliebigen Differenzierung der Bestimmungen im gegenständlichen Bereich nicht entgegensteht, resultiert aus der Ausgeschlossenheit jedes subjektiven Moments auf der Obiektseite. Diese Ausgeschlossenheit ist bei den Realwissenschaften nur für diejenigen charakteristisch, die die "Natur" zum Gegenstande haben. Die methodische Grundstruktur korrespondiert dergestalt gegenständlichen Momenten, allerdings nicht solchen positivgegenständlicher Art, sondern solchen, die der Gegenständlichkeit selbst gleichkommen. Dabei ist noch zu beachten, daß die Theorie auch sonst, daß eine jegliche Wissenschaft in Zusammenhängen und letztlich in universalen Zusammenhängen ihre Gegenstände bestimmt. Indes, der Einzelgegenstand geht doch nicht immer in der Zusammenhangsbestimmtheit auf, nicht in jenen Momenten, die ihn als Glied eines Durchgängigen kennzeichnen, wie dies beim puren Naturgegenstand der Fall ist. Allerdings verfügt jeder individuelle Gegenstand über naturale Valenzen, und ohne diese wäre eine Individualisation schlechterdings unmöglich. Aber das individuelle Naturobjekt geht überall dort nicht in der Gliedfunktion, in der Zusammenhangsbestimmtheit auf, wo das Bestimmte selbst einem universalen Zusammenhang korrespondiert, wo der Gegenstand selbst die Gegenständlichkeit repräsentiert.

Wo schließlich die Gestalt und die Gestaltungsgliederung eines Naturobjekts gewürdigt werden, geschieht dies in ästhetischer Einstellung. Beide aber, praktische und ästhetische Einstellung, kennen nur den Einzelgegenstand. Demgemäß vollziehen beide in der Setzung die Vereinzelung des Objekts, denn dieses ist "von sich aus", und das heißt: in seiner naturalen Valenz, keineswegs vereinzelt, sondern ein Glied im Kontext des Durchgängigen. Doch wohlbemerkt, nicht etwa daß dem Naturalen kraft praktischer oder ästhetischer Setzung überhaupt erst Individualität zuflösse, vielmehr nur dies trifft zu, daß der Naturgegenstand jene spezifische Individualität gewinnt, die sich im Werte bzw. in der Gestalt ausprägt. Diese Individualisation kommt der Herauslösung aus dem wert- und gestaltindifferenten, in Durchgängigkeit bestimmten Zusammenhang der Natur gleich.

# 18. Das Allgemeine

Und noch ein weiteres, das der vorliegenden Auffassung vielleicht entgegengehalten werden könnte: Auch innerhalb der geisteswissenschaftlichen Problemstellungen ist Durchgängiges und Allgemeines von höchstem Gewicht. Doch ehe man eine Nivellierung der wissenschaftlichen Gesichtspunkte hüben und drüben in Ansatz zu bringen versucht, mache man sich erst einmal klar, was Allgemeinheit im Felde der Geisteswissenschaften bedeutet und einschließt. Man mache sich, kurz gesagt, erst einmal die Strukturunterschiede klar, die zwischen dem Durchgängigen hier und dort vorliegen.

Die geisteswissenschaftliche Forschung richtet sich, das ist das Entscheidende, auf Einzelgegenstände in ihrer Singularität. Zwar trägt jedes Singuläre notwendig Züge, die es mit anderen Einzelgegenständen in einen Zusammenhang bringt. Doch zumeist ist es nicht diese gemeinsame Qualität oder doch gerade nicht sie allein, der die Forschungsanstrengung des Geisteswissenschaftlers gewidmet ist. Er erforscht den Einzelgegenstand vielmehr gemeinhin um dessen eigenen Gewichts willen, auch dort, wo er ihn, und das ist ja immer der Fall, in einen übergreifenden Zusammenhang einordnet, der in gemeinsamen Momenten gründet.

#### 19. Auswahl

Überblicken wir noch einmal die Sachlage: Die Geisteswissenschaft erforscht Tatbestände "geistiger", "menschlicher" und "geschichtlicher" Art. Dieser Fakten aber gibt es unendlich viele. Da es dem Geisteswissenschaftler jedoch nicht bloß um durchgängige Bestimmungsvalenzen, sondern um das Einzelne in seiner Besonderheit geht, sieht er sich einer in jedem Sinne unausschöpflichen Mannigfaltigkeit von Gegenständen gegenüber. Ihm bleibt nichts anderes übrig als "auszuwählen". Wohlbemerkt, das Ausgewählte ist nicht etwa als Repräsentant eines Universalen in den Blick genommen. Es steht zunächst durchaus nur für sich, und das Universale bekundet sich an ihm auf ganz andere Weise als am Fall oder Exemplar der Naturwissenschaft. Diesen Einzelgegenstand hier auswählen, heißt in der Geisteswissenschaft gerade nicht: andere zugleich mitbestimmen, sondern: andere ausschließen, andere vernachlässigen. Der Geistes-

wissenschaftler entscheidet sich mit seiner Fragestellung für einen bestimmten Einzelgegenstand oder für einen bestimmten, begrenzten Kreis von Einzelgegenständen. Die Entscheidung, die das naturwissenschaftliche Forschungsinteresse leitet, ist von ganz anderem Charakter. Sie gilt nicht Einzelgegenständen als solchen, sie gilt allenfalls Inbegriffen derselben oder Relationen von allgemeiner Bedeutung, durch die Einzelgegenstände bestimmt sind. Die naturwissenschaftliche Fragestellung widmet sich mithin immer unmittelbar einem Ganzen, Ein Bereich von Einzelgegenständen kommt als ganzer in den Blick oder gar nicht. In den Geisteswissenschaften hingegen liegt echte Selektion vor. Der Kunsthistoriker wählt unter den Kunstwerken eines Zeitalters das Bedeutsame und Erhebliche aus und legt es seiner Darstellung zugrunde. Der Historiker der politischen Geschichte beschränkt sich auf die Ereignisse von wirklichem Gewicht. Ahnliches vollzieht sich in allen geisteswissenschaftlichen Disziplinen. und selbst dort, wo der Mangel an Ouellen, Monumenten und Zeugnissen eine völlige Vernachlässigung irgendwelchen Materials zu verbieten scheint, bleibt es doch Sache des Forschers, zwischen dem Wichtigen und dem Unwichtigen zu unterscheiden. Doch das ist nicht der Regelfall. Im allgemeinen zwingt die Unausschöpflichkeit des Materials schon zur Auswahl. Diese Auswahl aber ist, wie wir sehen, Angelegenheit der jeweiligen Forschung. Und hier zeigt es sich doch offenbar, daß die Vorstellung, die die Forschung von einem Geschichtsabschnitt vermittelt, ganz von den Fakten abhängt, auf die sie sich stützt. Das betrifft, wie gesagt, die Auswahl des Materials sowohl wie auch die Art seiner Verwendung. Der Befund darüber, wo die Schwerpunkte einer Entwicklung liegen, hängt von der Entscheidung des Forschers ab.

# 20. Bewertung

Damit aber scheinen die Geisteswissenschaftler nun vollends jedes festen Bodens beraubt zu sein. Sind nicht alle Türen weit geöffnet für Neigungen, Vorlieben, Vorurteile, für jeder Art blinder Willkür? Der Geisteswissenschaftler nimmt, das wäre das Ergebnis, die Dinge nicht so, wie sie sind, sondern er bewertet sie zugleich.

Man kennt die Versuche, eben dieses Bewerten auf einen festen Untergrund zurückzuführen. Die axiologische Wissenschaftstheorie sucht zu erweisen, daß die Wertgesichtspunkte, auf Grund deren der Geisteswissenschaftler seine Urteile fällt, nicht in dessen Belieben und in dessen Willkür gestellt seien. Daß er sich vielmehr einer festen Ordnung von Werten, einem System, gegenübersähe. Daß ferner das geisteswissenschaftliche Werturteil nicht von den begrenzten Lebensinteressen des jeweiligen Forschers beherrscht werde, sondern daß dieser in der Theorie von den Leitlinien seines persönlichen Handelns gerade absähe und statt dessen die zur Erörterung stehenden historischen Fakten und Ereignisse entweder auf allgemein gültige Werte oder doch auf die Werte, die für die erforschte historische Situation leitend und verbindlich waren, "beziehe". Auf diese Weise scheint eine spezifische Objektivität der Geisteswissenschaften

gesichert zu sein, vorausgesetzt, daß die Annahme der vorgegebenen Wertsystematik oder eines objektiven Bestandes von Werten (und sei es nur eines solchen für eine bestimmte Zeit und eine bestimmte Epoche) sicher vorausgesetzt werden kann. Aber das ist, wenn man die einschlägigen Aufstellungen prüft, ganz offenkundig nicht der Fall.

## 21. Praktische Befangenheit

Tatsächlich gibt es eine ganze Reihe von ungeklärten Punkten in den werttheoretischen Auffassungen. Die eigentliche Schwierigkeit der geisteswissenschaftlichen Arbeit, das ist überall richtig gesehen, liegt darin, die praktische Befangenheit des forschenden Subjekts zu überwinden. Wenn der Liebhaber und Kenner den Kunstgebilden gegenüber ganz seiner Neigung vertrauen mag, so ist dies dem Kunsthistoriker, der ein umfassendes und zutreffendes Bild einer Kunstentwicklung zu geben sucht, offenbar verboten. Schärfer noch tritt der Gegensatz von Praxis und Theorie in der politischen Geschichte zutage. Das handelnde Subjekt ist Parteigänger, es hat Bindungen an individuelle Gemeinschaften, deren Sache es vertritt. Der Forscher hingegen muß allen Seiten gerecht werden. Seine nationalen, ständischen, religiösen Bindungen dürfen ihn nicht blind machen für die Ansichten und Intentionen sowie für die realen Leistungen einer gegnerischen oder fremden Gruppe.

Die Forderung nach Objektivität ist geläufig, und es mag sein, daß die faktische Forschung ihr in weiterem Maße Genüge tut, als man es bei der komplizierten Sachlage annehmen möchte. Wie aber die faktische Verfassung geisteswissenschaftlicher Arbeit auch aussehen mag, die Frage ist doch, welche Fundamente ihr einen sicheren Stand zu geben vermögen. Zunächst scheint, so müssen wir wieder vorläufig sagen, alles darauf hinauszulaufen, daß man dem Wahrheitsanspruch geisteswissenschaftlicher Einsichten mit den stärksten Zweifeln begegnen muß. Es ist ja keineswegs so, daß der Geisteswissenschaftler nur in einem unglücklichen Einzelfalle relativierenden Mächten unterliegt. Die Sachverhalte, die wir hier im Auge haben, sind vielmehr durchgängiger Art. Sie charakterisieren die geisteswissenschaftliche Arbeit in allen Bereichen und Teilbereichen. Insbesondere ist es auch nicht die Frage persönlicher Disziplin allein, die den Forscher auf diesem Felde den Relativismus überwinden lassen könnte. Auch Weltabgewandtheit und reine Versenkung in das längst Vergangene können die Gefahren, die der Forschung hier drohen, nicht bannen. Im Gegenteil. Sie würden gerade neue Bedenken auf den Plan rufen.

# 22. Selbstbezug

Eine der Grundschwierigkeiten ist diese, daß der Forscher selbst, seine Umwelt, seine Außerungen, seine ganze geistig-kulturelle Existenz, notwendig mit in den Gegenstandsbereich gehören, den er erforscht. Man mache sich das ganz klar. Es sind politisches Wirken, stilistisch geprägte Ausdruckswelt, Wandel

und Streit religiöser Überzeugungen, was er einerseits erforscht und woran er, in welchem Grade auch immer beteiligt, als praktisches Subjekt teil hat. Und seine Umgebung, sein Zeitalter sind Phasen des Gesamtprozesses, aus dem er seine Gegenstände wählt. Aber nicht nur dies. Wie kommt es denn, daß vergangene, ferne, fremde Kunst zu ihm spricht? Wie kommt es, daß er die Zusammenhänge politischen Handelns und Leidens durchschaut? Dies wird ihm doch nur deshalb möglich, weil er aus lebendiger Erfahrung schon weiß, was politische Zielsetzung, was politische Führung und Verführung bedeuten, weil ihm Kunst, Gestalt und Stil schon längst aus alltäglichstem Umgange vertraut sind. Er kann also gar nicht von sich absehen, er kann seine elementare Erfahrung gar nicht eliminieren. Er muß von seiner Stelle aus und aus seiner Situation heraus den Weg in die Geschichte antreten, wenn er nicht für deren Gegebenheiten blind bleiben will.

Er bringt zwar seine Brille mit, aber ohne diese Brille könnte er überhaupt nichts erblicken. Er bringt seine Vorurteile mit, aber ohne diese könnte er schlechterdings nicht urteilen. Denn was Gestalt ist, das muß ich sehen, und was ein Ziel ist, das muß einmal meinen Willen in Spannung versetzt haben, sonst weiß ich in keinerlei Belang, was Gestalt und Aufgabe sind. Die Standortrelativität der geisteswissenschaftlichen Forschung ist mithin unaufhebbar. Ob der Standortrelativismus es auch ist, das bleibt zu prüfen. Eben dasselbe gilt für die axiotischen Bezüge. Ziele und Aufgaben werden nur um des eigenen Entwurfs willen ergriffen. Auch hier gilt: ich kann das Ergreifen von Aufgaben und das Ergriffenwerden durch Werte nur verstehen, wenn ich selbst ergriffen bin, wenn ich selbst Aufgaben ergreife.

Das alles besagt nicht, daß ich grundsätzlich und im materialen Verstande an kulturellen und geistigen Leistungen nur das verstehen könnte, was ich selbst in ebenderselben Weise mache und hervorbringe. Indes, ich muß doch überhaupt eine Erfahrung mit der bezüglichen Gegenständlichkeit gemacht haben, wenn ich soll wissen können, worum es sich bei diesen Leistungen handelt. Mein Denken muß dem Wirklichen bereits im Entwurf von Neuem und zu Schaffendem vorausgeeilt sein, wenn ich ein Wissen darum haben soll, was Aufgabe und Wert sind; mein Auge muß Gestalten gesehen haben, wenn ich irgendwo im Toten und Vergangenen die Lebendigkeit einer Form erspüren soll. Die konkrete Existenz des Forschenden ist zwar gemeinhin nicht wirkliches Thema in einer geisteswissenschaftlichen Problemstellung. Sie ist indes möglicher Gegenstand. Doch ihre Bedeutung wächst ihr nicht allein aus dieser formalen Möglichkeit zu. Die Lebenswelt und die praktisch-geistige Aktivität gehören in irgendeiner Weise mit zu den Voraussetzungen geisteswissenschaftlicher Forschung, und das ist in der Tat eine prinzipiell andere Wissenschaftsverfassung, als wir sie bei den Wissenschaften von der Natur antreffen können. Daraus, daß elementare praktische Erfahrung der Forschenden mit in ihre geisteswissenschaftlichen Ansätze eingehen muß, resultiert allerdings das ernsteste Problem. Die Individualitäten der Forschenden unterscheiden sich ebenso wie ihre Lebenswelten. Ihre Art zu handeln und anzuschauen ist jedesmal anders. Der eine weiß sich von diesen Ideen geleitet, der andere von jenen. Die Bewertungen

differieren dementsprechend. Was liegt näher als dies, daß jeder seine Vorzugsordnung und jeder seinen eigenen Stilwillen in die Geschichte hineinträgt?

## 23. Gliederung der Kulturfunktionen

Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich daraus, daß in der Welt der Geschichte und des Geistes offenbar alles zusammenhängt. Ieder Gegenstand scheint nur relativ auf seine Umgebung betrachtet werden zu können. Der Geist einer Epoche bildet einen Zusammenhang der Auseinandersetzung, der Verständigung, der wechselseitigen Beeinflussung. Zugleich sind die Epochen über die Zeiten hin engstens miteinander verbunden. Folgen bewußter und unbewußter Tradition durchziehen alle Kulturbereiche. Doch nicht nur dies. In der Einzelpersönlichkeit selbst verknüpfen sich die Intentionen, Vorstellungen, Absichten und Leistungen zu Einem lebendigen Gefüge. Die Glaubenshaltung bleibt nicht ohne Bezug auf die theoretischen Überzeugungen, beide wirken auf die praktische, moralische und politische Einstellung, und diese wiederum auf Gestaltungsart und Stilempfinden. So kann es nicht wundernehmen, daß ein ursprüngliches Interesse der Historie sich den geschichtlichen Erscheinungen in ihrer vollen Komplexheit zuwendet. Der Gang der Gesamtkultur, wie er sich in den Schicksalen der Völker und Zeitalter widerspiegelt, ist ein hervorragender Gegenstand der Geschichtswissenschaft. In dieser Sicht vollzieht sich recht eigentlich auch die Bestimmung des eigenen Standortes. Aber während sich hier, in der allgemeinen Geschichte, das historische Interesse den Schicksalen der Kulturgemeinschaft in den verschiedenen Zeitabschnitten und Regionen widmet, kommt in anderen Studien die Einzelpersönlichkeit zu ihrem Recht. In diesen Bemühungen zeigt sich jedoch sogleich eine besondere Eigentümlichkeit. Das Schicksal von Menschheit, Geist und Kultur und, entsprechend, das von menschlichen, kulturbestimmten Gruppen scheint als solches selbst in seiner, man möchte fast sagen, gleichmäßigen, in allen Dimensionen sich differenzierenden Vielgestaltigkeit die wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Freilich hat hier nicht alles gleiches Gewicht. Aber grundsätzlich haben doch alle Kulturfunktionen ihre Bedeutung für das Schicksal der geschichtlichen Gemeinschaften. Die wissenschaftlich-historische Beschäftigung mit einer Einzelpersönlichkeit aber pflegt von einer spezifisch gerichteten Forschungstendenz bestimmt zu sein. Was hier als Gegenstand in den Blick gerückt wird, ist der Dichter, der Staatsmann, der Religionsstifter, der Wissenschaftler. Zwar wird auch jetzt das Individuum möglichst nach allen Kulturbezügen hin gewürdigt, doch bleibt das Absehen auf spezifisch bestimmte Kulturleistungen leitend. Das Übrige dient nur dem Verständnis des Einen, das den Rang dieses Einzelnen in der Geschichte ausmacht.

Die wechselseitige Durchdringung der Kulturleistungen ist nicht zu übersehen. Aber nun ergibt sich ein neues Problem, das Problem recht eigentlich, mit dem die modernen Geisteswissenschaften ihre bestimmte Gestalt gewinnen. Die Einzelleistungen ordnen sich nicht nur dem Prozeß und den verschiedenen nationalen etc. Strömen der Gesamtkultur ein, sie stehen zugleich in spezifischen

Überlieferungsfolgen: denen der Wissenschaft und der Wissenschaften, der Kunst, der Künste, der Dichtung, der Sprache, der Religion, des Staatswesens, der Wirtschaft. Dies birgt die theoretische Aufgabe in sich, die einzelnen Kulturleistungen nach ihrer spezifischen Struktur zu gliedern und zu ordnen, die Kunstschöpfungen in den Zusammenhang der Kunstgeschichte einzufügen, die Poeme in den der Dichtungsgeschichte usf. Hier zeigt sich sogleich eine neue Problematik. Im Felde der Naturwissenschaften können wir prinzipiell mit ein für allemal geschiedenen Gesichtspunkten rechnen, seien diese nun in einem Forschungsstadium schon in der rechten Weise in Ansatz gebracht oder nicht. Die Aspekte sind in einem besonderen Sinne "systematisch" gegliedert, sie gelten für die entsprechenden Erscheinungen zu aller Zeit.

Eine der Zeit in jeder Beziehung vorgängige Systematik der Kulturleistungen würde das Bild unveränderlich parallellaufender Entwicklungslinien bieten. Ob diese Vorstellung zutrifft, steht dahin. Der geschichtliche Ursprung des Geistes würde dann eine gleichzeitige Wirksamkeit aller Kulturfunktionen einschließen. Die Fragehinsicht, die damit erreicht ist, zeichnet sich bereits ab, In ihr wäre die Bestimmtheit der Kulturfunktionen Problem. Es ginge nicht mehr darum, einzelne Kulturleistungen an ihren Ort zu rücken, die wissenschaftliche Aufgabe bestünde vielmehr darin, die möglichen Orter von Kulturleistungen überhaupt erst einmal sichtbar zu machen. Jene Ordnung, in der den positiven Wissenschaften vom Geiste ihre Gegenstände begegnen, wäre freizulegen. Nur auf diese Weise gewönne die Gliederung, die den Gegenständen in der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis widerfährt, verbindlichen Charakter. Die Aufhellung der Gliederungsproblematik schlösse noch ein weiteres ein. Sie würde zurückwirken auch auf die theoretische Behandlung der komplexen Geschichtsgebilde. Denn auch die allgemeine Historie ruht überall auf Einzeleinsichten auf, die ihr aus der Erforschung spezifischer Kulturbereiche zufließen. Die Bestimmtheit dieser Einzelbefunde hängt aber zugleich von der hinreichenden Differenziertheit der Gesichtspunkte, und daß heißt von einer hinreichenden Einsicht in die Sondercharaktere der Kulturfunktionen ab.

# 24. Grundlegung

Überblicken wir noch einmal die Erwägungen dieses Abschnitts, so sind es vor allem zwei Problembezirke, deren Behandlung uns dringlich erscheint. Der eine Fragebereich ist durch die Sonderstruktur der Geisteswissenschaften, durch die Momente der Selbstbezüglichkeit und der Daseinsrelativität ihrer Einsichten, gekennzeichnet. Im ersten Moment ist der Abstand von Subjekt und Gegenstand Problem, das andere führt auf die Relativismusfrage. Der zweite Problembezirk enthält die Frage nach der Grundgliederung der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis. Beiden Problemfolgen ist es eigentümlich, daß sie nicht mehr in das Feld der positiven geisteswissenschaftlichen Forschung selbst fallen, sondern daß ihre Behandlung aller einschlägigen spezialwissenschaftlichen Erkenntnis vorgängig ist. Sie fallen mit anderen Worten nicht mehr in das Feld der po-

sitiven Wissenschaft, sondern in das der Philosophie. Die Grundstruktur muß schon feststehen, wenn positive geisteswissenschaftliche Arbeit einsetzen soll. Die Geisteswissenschaft muß gegen allen Relativismus als Erkenntnis ausgewiesen sein, wenn sie überhaupt Verbindlichkeit für sich beanspruchen will. Ihre theoretische Strukturbeschaffenheit muß sich überdies als Ordnung und Gliederung bekunden. Grundverfassung, mögliche Gültigkeit und Differenzierung der Grundhinsichten müssen sich mithin als vorgängige Momente erweisen, und dies wiederum bedeutet also, daß sie mit den Erkenntnismitteln der Philosophie erfaßbar sein müssen.

Vorerst haben wir uns die Fülle der Schwierigkeiten vergegenwärtigt, denen der Versuch einer Grundlegung der Geisteswissenschaften begegnet. Angesichts des Übermaßes an Problematischem, Fraglichem und Fragwürdigem könnte man an der Möglichkeit, eine sichere Rechtsgrundlage für die Ansprüche der Geisteswissenschaften zu finden, vollends zweifeln. Zweifeln könnte man darüber hinaus aber auch an der Tunlichkeit eines solchen Versuchs. Man könnte vielleicht fragen, ob die Bedeutung der Geisteswissenschaften eine Bemühung dieser Art praktisch legitimieren kann. Dies kommt, wie man sieht, der alten Frage nach dem Nutzen der Historie (im weitesten Sinne) gleich. Wir haben an dieser Stelle dreierlei auseinanderzuhalten. Einmal: die Frage nach der Möglichkeit des faktischen Bestandes von Geisteswissenschaften. Diese Frage beschäftigt uns in letzter Linie, Allerdings sei hier bemerkt, daß wir uns keineswegs jenen Anschauungen anschließen, die Faktizität für eine prinzipientheoretisch vernachlässigbare Größe halten. Eine Auffassung, die beispielsweise im landläufigen Antipsychologismus verbreitet war. Indes, es gibt Faktisches, das in jedem Falle mehr als "Faktisches" (Reales, Gegenständliches) ist. Gehört der geschichtliche Bestand der Geisteswissenschaften aber zu Faktischem von dieser Art, und er gehört dazu, dann ist es unumgänglich, die übergegenständlichen Valenzen, die an der Begründung dieser spezifischen Faktizität teilhaben, aufzuklären. Wir können den ganzen Sachverhalt auch so ausdrücken: Alles Faktische ist, um als ebendas Faktische, das es ist, Bestand haben zu können, begründet, und zwar in Prinzipien begründet. Nicht ein einzelnes Faktisches als solches, wohl aber jede Art von Faktizität ist prinzipienwissenschaftliches Problem. Die Bedingungen der Möglichkeit einer Faktizität können allerdings höchst komplexer Natur sein.

So wird die Frage nach der Faktizität eines Kulturbestandes, wie er sich in den überlieferten Geisteswissenschaften darbietet, auf die Frage nach dessen Wert und praktischer Bedeutung im grundsätzlichen Sinne zurückleiten. Dieses Moment nun steht in der Frage nach dem Nutzen der Historie wesentlich im Mittelpunkt. Die mögliche Bedeutung der Geisteswissenschaften für die Gemeinschaft, für menschliches Leben und menschliche Entfaltung überhaupt ist hier Problem, eine Angelegenheit, die man nicht gering schätzen sollte. Doch auch diese nächste Valenz erschöpft den analytischen Sachverhalt noch keineswegs. Denn die Bedeutung eines Kulturbestandes im Hinblick auf die Gesamtheit des menschlichen Lebens leitet sich stets aus dem "inneren Werte" des spezifischen Bestandes ab. Diese Valenz aber stellt sich dar in den Prinzipien, die die Bestimmtheit und Autonomie eines Leistungsgebietes gewährleisten. Sie grün-

den in diesem Falle die Geisteswissenschaften als theoretische Leistungsgefüge. Und erst wenn die theoretische Valenz sichergestellt ist, kann und muß den Geisteswissenschaften auch praktische Bedeutung zukommen: praktische Bedeutung aber hat nur ein solches, das Faktizität besitzt. Iede Kulturleistung ist durch diese drei Momente charakterisiert: ursprüngliche Geltungsbestimmtheit. praktisch-sittliche Valenz und Faktizität. Diese Momente treten gewiß nicht getrennt voneinander auf. Sie stellen vielmehr eine Folge mit wachsender Komplexion dar. Ihre Grundlegungsfunktion kann ietzt allerdings nur andeutend bezeichnet werden. Indes ist dies deutlich, daß die erste Stelle in der Analyse der Geltungsbestimmtheit zukommt. Erst wenn die ursprüngliche Geltungsvalenz ermittelt ist, kann auch die praktische Bedeutung, die dieser Geltungsgröße eignet, untersucht werden. Das letzte Thema der Analyse schließlich ist in der Frage nach der Möglichkeit faktischer Konkretion beschlossen. Diese Folge enthält iedoch keine Stufung im Hinblick auf die Prinzipienvalenz der erörterten Grundlegungsmomente. Praktische Bedeutung und Faktizität stellen ebenso wie Geltungsvalenz durchaus fundamentale Themen dar. Die Folge berücksichtigt lediglich die Gliederung einer analytischen Erörterbarkeit der zu untersuchenden Momente. Diese Folge schreitet nicht etwa, wie man meinen könnte, vom Allgemeinen zum Besonderen fort - das Prinzipielle (auch Faktizität, Konkretheit usf.) ist immer ein Allgemeines -: die Analyse nimmt vielmehr ihren Fortgang vom strukturell Elementareren zum strukturell Komplexeren. Die Notwendigkeit dieser Folge kann nur in der vollzogenen Analyse selbst einsichtig werden.

# 25, Verständigung und Überlieferung

Dennoch drängt sich die Frage nach der praktischen Valenz am ehesten auf, denn in ihr gestalten sich die Entscheidungen des Handelns. In aller Vorläufigkeit wollen wir deshalb hier den praktischen Rang der Geisteswissenschaften erwägen. Zuvor mache man sich allerdings noch ein weiteres klar: Geisteswissenschaft ist jegliche Theorie, die konkreten Geist, die konkrete Geistesgebilde betrifft. Ihr Geltungsbereich erstreckt sich auf eine jede Vergegenständlichung konkreter Geistigkeit. Gewiß finden die Geisteswissenschaften ihre hervorragende Pflege im akademischen Forschungbetrieb. Indes, die Grenzen der Schule sind auch hier nicht die Grenzen der Wissenschaft. Jedes Bedenken von Tatbeständen muß sich an theoretischen Maßstäben messen lassen, und überall dort, wo die elementare Weltorientierung mit Fakten kultureller Art zu rechnen hat, ist auch sie geisteswissenschaftlichen Prinzipien untergeordnet.

Die Beschäftigung mit Kulturgebilden ist nicht etwa ein Luxus, sondern schlichte Notwendigkeit für den lebendigen Geist. Kenntnis des konkreten Menschen und seine Leistungen ist nicht Bedürfnis gelegentlicher Neugierde, sondern Grundmoment jeder Verständigung. Diese Kenntnis, methodisch geordnet, ist Bestandteil der *Theorie* und sie bezieht sich nicht etwa allein auf ein regelmäßiges oder typisch menschliches Verhalten, sondern vor allem auf die konkreten Manifestationen in ihrer wechselnden Gestalt. Allerdings ist nicht jede Kennt-

nis und nicht die Kenntnis jeder Manifestation gleich bedeutsam. Diese Ungleichheit hat folgenden Grund: Verständigung ist in jeder Hinsicht pädagogisch bestimmt, das bedeutet: die in der Verständigung begegnende fremde Geistigkeit birgt in sich Ansatz, Anreiz oder Vorbild für die eigene Leistung, Fremde Geistigkeit ist nicht gleichgültig. Ihr Ausdruck und ihre Hervorbringungen differieren mit Rücksicht auf Gewicht und Bedeutung im Gesamtgefüge der Kultur. Diese Bedeutung ist mithin stets eine Funktion der Verständigung. Das Geistesprodukt, sei es eine Rechtsordnung, eine Ideologie, ein Kunstgebilde, eine soziale Institution, was immer - sein Rang bekundet sich zugleich in seiner pädagogischen Valenz, ohne jede Einschränkung verstanden: in der sittigenden Kraft, die von ihm ausstrahlt. Was wäre menschliches Wirken ohne Anreiz und Vorbild? Fremde und vergangene Geistigkeit erweist sich als Voraussetzung für die Ausbildung des eigenen Handelns. Dabei schränkt sich die pädagogische Bedeutung keineswegs ein auf den Bereich sogenannter "Bildung", sie betrifft vielmehr konkretes Denken und Handeln schlechthin, sofern es traditionsbestimmt ist. Praktische wie kontemplative Leistung sind stets durch Überlieferung determiniert, welche Qualität das Überlieferte auch immer besitzen mag. Der Zugang nun zu dem überlieferten Gut, der Zugang, in dem dieses Gut überhaupt erst überliefert wird, ist - Denken. Alle Aneignung ist Denken. Ein Denken aber, das Etwas so denkt, wie es an sich bestimmt ist, ist Theorie. Wissenschaft. Theorie von vergangener und fremder konkreter Geistigkeit ist Geistes-Wissenschaft. Diese also zeigt sich uns, in elementarer wie in ausgebildeter Gestalt, als ein Moment der Verständigung, als ein Moment mithin menschlichen Seins.

# 26. Notwendigkeit der Geisteswissenschaften

Mag die Geisteswissenschaft in ihrer Struktur, in ihrem Geltungssinn für uns jetzt noch problematisch sein, an ihrer Notwendigkeit ist ebensowenig zu zweifeln, wie an derjenigen der Naturwissenschaft. Was aber den Rang der Naturwissenschaften angeht, so ist er ebensowenig unbestritten wie der der Geisteswissenschaften. Ja, es gibt ernste Wissenschaftstheoretiker, die sich von der Exaktheit der Naturwissenschaften durchaus nicht beeindrucken lassen. Wir lesen beispielsweise im Laskschen Nachlaß (III 243): "So besteht die Naturwissenschaft in einem skrupellosen theoretischen Eindringen in das Bedeutungsbare, in einem Überwiegen der theoretischen Form und ihrer Triumphe. Hinstreben zu jener Schicht, wo das Material immer dünner und durchsichtiger wird. Deshalb Tendenz der Quantifizierung. In der Mathematik ausgehöltestes und schattenhaftestes Material, hier deshalb ungehemmteste Orgien der theoretischen Form; aber auch exakteste Wissenschaft. Aber auch hier wird nicht ergründet; Mühle des Verstandes um so glänzender, je weniger gemahlen wird. Welcher Wahnwitz, über diesen Vorzügen die Nachteile zu verkennen und Mathematik und Naturwissenschaft als Muster der Wissenschaftlichkeit hinzustellen." Allerdings beruht die Minderbewertung der Geisteswissenschaften vielfach auf einer Orientierung an den Normen naturwissenschaftlicher ("exakter")

Begriffshildung. In wie hohem Maße die spezifische Strenge der Naturwissenschaften in der Neuzeit zum Leitbild aller Theorie wurde, ist bekannt, Indes, diese Idealbildung beruht nur auf einer methodologischen Grenzüberschreitung. Diese wiederum hat ihren Grund darin, daß die exakten Disziplinen früher mündig wurden als die Geisteswissenschaften. Das ändert iedoch nichts daran. daß sich die letzteren größerer Kulturbedeutung erfreuen. Anders gewendet: ihr pädagogisches Gewicht ist größer. Kenntnis und Beherrschung der Natur sind gewiß kulturell relevant, jedoch nur dann, wenn sie vom rechten Geist bestimmt sind. Fortgeschrittenheit auf den Gebieten der Naturforschung schließt Barbarei nicht immer aus. Die Gebilde der Kultur haben zwar ihren Untergrund in der Natur, und Kenntnis des Naturalen wird der Beförderung der Kultur allenthalben dienlich sein, gleichwohl bleibt Kultur etwas Supranaturales. Gemeinschaft, Sprache, Gesittung, Kunst und Recht sind nicht Naturbestände, sie haben ihren Ursprung in Entwürfen des Geistes. Ihre Pflege und ihre Fortentwicklung bilden den inneren Sinn aller Überlieferung. Diese aber stützt sich auf Kenntnis und Aneignung. Und diese wiederum finden ihre methodisch geklärte Pflege in den Geisteswissenschaften. Nichts kann dem Menschen dringender angelegen sein, als sich selbst und seinesgleichen zu begreifen. Dasienige aber, das der Mensch wesentlich ist, ist Geist und findet seinen Ausdruck in den Gebilden der Kultur. Theoretisch geklärtes Selbstverständnis ist Wissenschaft vom Geiste, und zwar als Wissenschaft vom Geiste in seinen konkreten Einzelerscheinungen: positive Geisteswissenschaft. Theoretisch geklärtes Selbstverständnis meint: Verstehen des Selbst, so wie es ist, unterschieden von allen Wunsch- und Wahnbildern; Wissen darum, wie menschliches Sein und menschliche Leistung sind, und nicht, wie man sie, aus welchen Motiven immer, gerade wahrhaben möchte. Gültiges Selbstverständnis ist ein dringendes Anliegen des Geistes, und das aus mehreren Gründen. In freier Tathandlung schafft der Mensch. Nicht bloße Natur kann ihn leiten. Im Selbstentwurf denkt er sich als den, der er sein wird; im Wollen bestimmt er sein Handeln zu tätiger Veränderung der Wirklichkeit. Selbst und Welt meistert er jedoch nur, wenn er beide so denkt, wie sie sind. Sein Tun würde die vermeinte Zukunft verfehlen, wenn sein Denken nicht die Kraft hätte, die Gegenwart zu ergreifen. Menschliche Gegenwart hinwiederum ist geschichtliche Gegenwart, sie resultiert aus dem bisherigen Schicksal des Geistes. Das Wissen um die Herkunft des Geistes, dies und nichts anderes ist Geisteswissenschaft.

Mögen sich die Naturwissenschaften auch größeren Ansehens erfreuen, der Rang der Geisteswissenschaften wird darum nicht geschmälert. Kann es, so mag man fragen, ein würdigeres Geschäft der Theorie geben, als die Erscheinungsformen des Geistes zu studieren? Mag die Mühe der Kulturwissenschaften auch besonderen Schwierigkeiten begegnen – daß dies ihr Los ist, haben wir gesehen –, die Unüberwindlichkeit dieser Schwierigkeiten müßte doch erst mit Gründen dargetan werden. Eine Berufung auf vorgebliche oder wirkliche Mängel im Faktischen will hier überhaupt nichts besagen. Denn wer sich erst einmal klargemacht hat, welche Verschlingung der Problemlinien hier vorliegt, wer ahnt, welche Konsequenz sich aus den einschlägigen Strukturbeschaffenheiten erge-

ben, der urteilt vorsichtig. Der hält keine Rezepte zur Reformierung der geisteswissenschaftlichen Praxis bereit und glaubt gewiß nicht an die Möglichkeit, die wissenschaftstheoretische Sachlage auf einfache und womöglich gar abschließende Weise klären zu können. Wissenschaftstheoretisch möglich ist nur dies: die Voraussetzungen der Problematik aufzudecken. Der Sinn der Geisteswissenschaften enthüllt sich allein einer systematischen Analyse. Um ihn freizulegen, ist es erforderlich, alle fundamentalen Systembezüge zu ermitteln, durch die Geisteswissenschaften ihren Ort unter den Wissenschaften und ihren Ort unter den Kulturleistungen überhaupt erlangen.